

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

72 (28.3.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 24

Für unsere Frauen.

Frauen, die arbeiten.

Wie viel Frauen es gibt, die, angeregt, durch die moderne Frauenbewegung, dem eigenen Triebe folgend, nicht etwa der Not gehorchend, einen Beruf ergreifen, läßt sich statistisch nicht feststellen. Es ist selbstverständlich, daß, wie die Männer, so auch die Frauen ohne eine materielle Veranlassung zu einer solchen Berufsarbeit übergehen, die auch eine ideale Befriedigung verspricht. Als berufliche Veranlassungen können aber nur wissenschaftliche oder künstlerische Betätigung, ein Wirken auf politischem oder sonst gemeinnützigem Gebiete, ferner freie Berufe, wie Arzt, Rechtsanwältin usw., oder auch höhere Beamtenstellungen in Betracht kommen. Sehr wenigen Frauen ist es jedoch vergönnt, in ein solches Wirkungsfeld zu gelangen. Wie die große Masse der Männer, so muß auch die große Masse der Frauen zu Berufsarbeiten greifen, die keine ideale Befriedigung bringen können und die deshalb nur des nötigen Erwerbzes wegen verrichtet werden. Die harte Existenznotwendigkeit gebietet! Mag Schach schildert in kürzlich erschienenen „unliterarischen Studien“ eine größere Anzahl von „Frauen, die arbeiten.“ Es sind flüchtige Momentaufnahmen, nur Ausschnitte aus dem Leben der arbeitenden Frau, die Schach bietet. Aber seine Aphorismen zeigen kurz und zutreffend, daß die Berufstätigkeit der proletarischen Frauen in der heutigen Gesellschaft nicht die Meiste hat, die ihr einige bürgerliche Frauenrechtlerinnen andichten. Und dabei werden die schwersten und geistlossten Frauenberufe, vor allem die monotone Fabrikarbeit, gar nicht einmal berücksichtigt.

Da ist die **Maschinenschreiberin**. Ein paar Jahre lang hat sie in Geduld das Schicksal der vielen tausend jungen Mädchen geteilt, die Tag für Tag die Lasten der Maschine tragen. Ein paar Jahre fand sie im Gleichklang einen freundlichen Lebenslauf, wurde ihr die kleinste Abwechslung zum Erlebnis. Nur nicht nachdenken, arbeiten und warten, irgend einer wird schon kommen. Aber es kam keiner. Nun ist sie selbständig geworden Tippmamsell. Gut zwei Drittel dieser Maschinenschreiberinnen sind gealterte Mädchen, die, auf keine Günst des Schicksals hoffend, dem Leben abtrotzen wollen, was es anderen freigeigebig gewährt, die das Gefühl der Selbständigkeit mit harter, neuenschwäbender Arbeit erkaufen. Die Konkurrenz ist groß, die Preise werden immer mehr gedrückt.

Die **Krankenschwester**. In billigen Romanen ist es zu lesen, wie die Charientochter, enttäuscht von der Liebe und dem Leben, sich dem Dienst der Caritas weibt. An einem Krankenbett nun beginnt der Roman. Und mit etwas Uebung läßt sich schon aus den ersten Kapiteln der Schluß erraten: der Sterbende und die Krankenschwester werden ein Paar. Aber die Wirklichkeit verweigert jede Poesie, das harte Leben korrigiert die Romane. Manches schöne junge Mädchen, dem viele andere Wege im Leben offen stünden, wird Krankenschwesterin, ergriffen von der unklaren Romantik, von dem leicht mythischen Charakter dieses Berufes. Ein früh enttäusches, müdes Dasein ist ihr Schicksal. Der Beruf ist anstrengend. Die Honorierung ist schlecht. Wenn die Pflegerin den schweren Dienst verläßt, geht der Tag zur Meise. Ist sie Heimangehörige, dann beginnen erst die häuslichen Pflichten; wenn sie zur Ruhe kommt, ist es spät. Der nächste Tag ruft sie an ein anderes Krankenbett. Fort und fort. Bis ihr Dasein eingeschlimmt ist in Sorge um Leben und Glück anderer. Bis sie vorübergegangen am Leben, ohne es zu merken.

Das **Ladenfräulein** muß arbeiten und repräsentieren, immer heiter und wohlgeklaut sein. Das Bescheidene, zuweilen ärmlische Heim, aus dem sie morgens zur Arbeit eilt, darf keine leise Spur in ihrer Erscheinung zurücklassen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verrichtet sie ihren Dienst, immer das halberstarre freundliche Lächeln um ihre Lippen. Menschen ziehen an ihr vorüber, Fragen werden laut, Auskunft wird erbeten. Mit keinen Variationen immer dasselbe. Moritz Rosenfeld, der Neuhortler Ghettothier, hat das Lied dieser gestungen, die dem ewigen Mechanismus des Tages dienen: „Nä bin nur Maschine, Maschine, nichts mehr!“ Das ist der traurige Meckern ihrer monotonen Tage. Eine Erkenntnis, die früher oder später sich unausweichlich regt.

Daß die **Hausfrau** in die Klasse der arbeitenden Frauen gehört, will einem konservativen Geiste nicht einleuchten. Aber die Zeiten haben sich geändert, wenngleich auch die allgemeine Erkenntnis nicht immer mitging. Es ist ein trauriges Kapitel im Leben vieler Familien, wenn die Tochter zum Theater geht, und dennoch eine alltägliche Erscheinung. Sie haben keine Wohnung von den Weibern des Weges, aber sie betreten ihn. Wie viele verlernen sich, wie wenige finden sich zurück! Leider gibt es noch ahnungslose Eltern genug, die von einem schätzlichen Töchterchen verkünden, es habe ausgesprochenes Talent für die Bühne. Und dann muß das Kind zum Theater. Erstaunend wirkt die notorische Tatsache, daß der Zua-

zum Theater trotz aller praktischen Aufklärung nicht geringer wird. Wohin mit ihnen allen? Stetige Aufklärungsarbeiten da und dort Erfolge zeitigen. Sonst aber wird das Schicksal beständig eingreifen. Es wird brutal den Ausgleich schaffen; die harte Notwendigkeit wird die Fräuleinläuschten bewegen, einen Weg zu verlassen, der ihren Wünschen kein Ziel bietet. Die Starren aber werden bleiben. Sie werden leben, arbeiten und hoffen, bis sie den Erfolg an sich zeigen. Aber das Leben zerbricht auch sie und läßt ihr Hoffen am Werke sterben. Denn in der Welt des Scheins läßt sich nicht mit Wirklichkeiten rechnen. Zumeist kommt es immer anders.

Der Beruf der **Telephonistin** ist eine mechanische Betätigung. Aber dieser rastlose Mechanismus erfordert die Nervenkraft derer, die ihn bedienen. Die Stappe auf dem Kopf, lauscht die Telephonistin den Signalen, nach achtsündigem Dienst ist ihr Auge geblendet von dem Aufflackern der farbigen Lichter. Es ist ein Beruf von kümmerlicher Einseitigkeit. Die Entlohnung hält sich in den „landesüblichen Grenzen“. Man bedenke, daß es junge Mädchen sind, die hier ihr Leben verbringen. Daß manche hier altern, ihr Leben verkümmern.

Die **Stadtreisende** ist eine Erscheinung der Großstadt. Es ist ein Beruf, der auf eine längere Entwicklung zurückblicken kann. Rühlich und unvermittelt, wie das jählings gesteigerte Wirtschaftsleben, ist dieser Beruf entstanden. Heute gibt es eine große Anzahl von Frauen, auch Mädchen, die als Stadtreisende ihr Brot verdienen. Für belanglose Waren — oft zweifelhafter Probenart — werden mit Vorliebe weibliche Reisende gesucht. Denn meistens ist es bittere Not, die Frauen zu diesem Berufe treibt und die von den Unternehmern ausgenutzt wird. Die verschiedensten Elemente finden sich in dieser Tätigkeit. Frauen auch, die einst ein luxuriöses Heim besaßen als jenes, in dem sie jetzt als Agentinnen erscheinen. Daneben Frauen, die vorübergehend diesen oder einen anderen Gelegenheitsberuf ergreifen, ohne rechte Lust, einfach vom harten Zwang bestimmt. Neben Frauen, die arbeiten wollen, solche, die es verbittert tun.

Die **Artistin**, der es nicht gelungen ist, die obersten Sprossen der Berufsleiter zu ersteigen — und das gelingt ja nur einigen Wenigen! — führt ein Wanderleben. Das Varietee braucht ständige Veränderung, sein Bleibendes ruht im Wechsel. Die Kontrakte sind kurzfristig, oft nicht von mehr als vierwöchiger Dauer. Dann ein neues Engagement oder keins. Oft sind es ganze Truppen, die brotlos dastehen; ihre Existenz ist mit dem Florieren des Unternehmens, dem sie dienen, eng verknüpft; sie wird von den mannigfaltigen Zufälligkeiten bestimmt. Erwiesen ist, daß in ganz Deutschland kaum 500 Frauen als Artistinnen ihr Brot verdienen.

Die **Büfelmamsell**. Inventarstück im reich möblierten Lokal — so wird sie allmählich angesehen. Und weil sie leicht wegzudenken ist aus dem bunten Treiben mander Säle, ist sie auch materiell so gestellt wie jeder Erwerbende, den man nicht unbedingt braucht. Ein monotones, freudeleeres Dasein. Sie notiert die Preise. Menschen ziehen an ihr vorüber, Tag um Tag. Sie sieht sie kaum. Das geht oft jahrelang seinen Lauf. Und das Leben zieht an ihr vorbei — oft weiß sie es kaum. Denn man wird schnell alt, wenn keine Zeit blieb, jung zu sein.

Von Haus zu Haus, ohne eine Spur von Ermüdung zeigen zu dürfen, eilt die **Friseurin** von den ersten Morgenstunden angefangen bis in den späten Nachmittag hinein von einer unfrisierten Dame zur andern. Sie kommt immer zu spät, so pünktlich sie auch kommt. Denn unter ihren Kundinnen gibt es manche, denen man es nicht recht machen kann. Die Entlohnung für das Frisieren allein reicht nicht hin, um ein sorgenloses Dasein zu führen. So gibt es Friseurinnen, die nachmittags noch Heimarbeiten verrichten, die in ihrer Art mit dem Vormittagsberuf nichts zu tun haben. Andere wieder, die neben dem Frisieren noch Maniküre treiben und durch Leistung vielfacher mühevoller Art ein Existenzminimum glücklich erreichen. Ausnahmen gibt es zwar. Aber diese sind ja nicht die Regel!

Die **Frauen der Mode**, die Näherin, die Modistin, die Schneiderin — sie sind oft gezeichnet worden, daß sie hier nicht im Bilde vorgeführt zu werden braucht. Das Dienstmädchen ist schon eigentlich kein Beruf mehr, sondern ein Zustand. Die Detektivin, die Zimmervermieterin, die Heiratsvermittlerin, die Wahrsagerin sind meistens Frauen, die bessere Tage gesehen haben und die zu einer anderen Berufsarbeit nicht mehr taugen. Hunderttausende von Frauen und Mädchen sind in den oben erwähnten Berufen in Berlin tätig. In den anderen Großstädten ist es ähnlich so. Nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe folgend, kommen alle diese Frauen zu einer beruflichen Tätigkeit. Aber die Berufstätigkeit der Frauen nimmt ständig zu. Trotzdem trägt sie immer noch fast allgemein einen profitorischen Charakter, wird sie von den weiblichen Berufs-tätigen als etwas Vorübergehendes aufgefaßt, weshalb ihr auch die Planmäßigkeit fehlt. In diesem Widerspruch liegt auch zum Teil die Wurzel des Übels, als das die Frauenarbeit heute angesehen wird!

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 24. Karlsruhe, Freitag den 28. März 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 24:

Der Völkerkrieg der Fürsten 1813—1815. — Reford. — Allerlei. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften. — Für unsere Frauen.

Der Völkerkrieg der Fürsten 1813—1815.

Von Kurt Eisner.

Zweites Kapitel: Napoleons deutsche Politik. III.

In den deutschen Gelehrtenköpfen, die bisher, soweit sie überhaupt ins Politische dachten, in verzwickten und vertrackten Konstruktionen lediglich die unzerstörbare Verewerfung des Bestehenden hoffnungslos umschreiben durften, erwacht jetzt ein unbegrenztes Schauen ins Weite, Schöpferlust und Tatendrang, da ja das Experiment bewiesen hatte, daß es auch in Deutschland möglich sei, neue Gebilde des Staates und der Gesellschaft zu erzeugen. Ein Auftrag der angesehensten wissenschaftlichen Zeitschrift, der *Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung* vom 19. Januar 1807, der auch aus der Feder Johannes v. Müllers stammt, zeigt nicht nur ein tiefes Verständnis für die deutsche Politik Napoleons, sondern auch die erfüllte Stimmung solchen Hoffens und Drängens. Da wird zu einer bayerischen Verordnung, die die Gleichberechtigung aller Konfessionen ausspricht, bemerkt: „Man muß dem großen Stifter nachsagen, daß er es ihnen (den Mitgliedern des Rheinbundes) an Gelegenheit sowie an dem Vermögen, Gutes zu tun, durchaus nicht hat fehlen lassen; er hat nicht mehr als die Grundlinien vorgezeichnet; was den Bund nationalisieren, was es jedem Deutschen wert machen muß, in diesen Kreisen zu leben, dies einzurichten überließ er ihrer Weisheit. Alles, sagt er, möget ihr tun. Aber nicht, sagt er, was immer ihr vornehmet, ist recht und nützlich; wenn die Untertanen unzufrieden würden, und öfters der Protektor, auch wohl mit Macht, einschreiten müßte; wenn durch die Verstopfung der gesetzlichen Aushörung öffentlicher Meinung rohe Ausbrüche gereizt würden; wenn durch die Vernichtung ordnungsmäßiger Schuldengarantien der Kredit eben dann fiel, wo man seiner öfter bedürfte; und endlich die Völker, wie für den Fürsten die Treue, so für das Vaterland den Mut einbüßten, und bessere Existenz unter fernem Himmelsstrich den Sklaven- und Bettlerleben zu Hause vorzögen: was könnte man eher beklagen als den Mißverstand über den Geist der neuen Ordnung der Dinge? ... Wir alle, Regenten und Völker, laborierten an dem Aberglauben an längst erstorbenen Namen und Formeln. ... Unter Todesstrafe wurde durch gewaltige Stöße gestört. Sollte der Friede darin bestehen, daß der Grobpatenstuhl wieder an seinen Ort gesetzt würde, damit wir sein fortichlummern? Nein, all der tote Buchstabe, all die eingebildeten Stützen, an die man sich zu lehnen pflegte, es ist alles ab; alles reduziert sich auf Geist und Kraft. Nach dem Geize vermag der Fürst alles; aber seine Lage schreibt ihm vor, was er wollen darf; keine Rücksicht verpflichtet ihn, aber das klare Interesse seiner Existenz. Die Nation ist in diesen Akten eben selten erwähnt — weil sie sich von selbst versteht, ohne sie, wider ihre öffentliche Meinung, die so mancherlei Organe hat, wird keiner dieser Fürsten sicher und glücklich regieren.“

In dieser fast drohenden Proklamation, die darauf hinweist, daß in dem neuen Großherzogtum Berg nicht nur die alte ständische Verfassung als unnütz und kostspielig aufgehoben sei, sondern auch der Landtag der verschiedenen Stände gelockt, wird in Wahrheit die Politik Napoleons gekennzeichnet. Sie wollte die Fürsten, die in dem erlauchten Protektor freilich nur den Kronen- und Länderhändler, je nach ihrem eigenen Gewinn oder Verlust an Quadrat-

meilen und Einwohnern, fürchteten oder verehrten, bei Strafe ihrer Vernichtung zwingen, den neuen Staat nach der Verfassung und den Gesetzen Frankreichs zu schaffen. All das, was in der Rheinbundzeit an Fortschritten entstand, ist auf den unmittelbaren Einfluß Napoleons zurückzuführen. Mit der Gründung des Rheinbundes beginnt das neue Deutschland. Fast ist es, als ob jetzt eine ganz andere Sprache gesprochen wird, und andere Stämme das Gebiet besiedeln.

Wer heute in süddeutschen Städten die unterirdischen Gefängnisse und Folterkammern, wie sie in Nürnberg und unversehrt in Regensburg erhalten sind, besucht, und in der Vorstellung, daß es sich da um die entsetzlichsten Ausgebirge des Mittelalters handle, leicht die Frage an den Führer richtet, wann denn diese Höhlen des Grauens zuletzt benutzt worden seien, den überfällt die Jahreszahl wie ein Unhold aus jähem Hinterhalt: 1806! Das war also eben erst! Als längst Lessing, Schiller, Goethe, Kant das Reich der Geister mit den Gedanken und Wörtern der Humanität bevölkert hatten, sperrte man in dem wirklchen Deutschland menschliche Geschöpfe tief unter der Erde in lichtlose Höhlen ein, und rohe Folternecke, denen auch die Küche für Herzstärkungen daneben war, mühten in den lebendigen Leibern so lange, bis die Richter oben durch die Schallrohre das Geständnis der Gemarterten vernahmen, das sie wünschten und brauchten. 1806! Wie ein toller Sohn klingt das Stichwort derselben Zeit: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Damals, als es sich zuerst erhob, wollte! Und der lichte Schatten des einsamen Geächteten von St. Helena leuchtet riesengemalt in dem schwarzen Gemäuer auf, und an den Wänden, die noch die Spuren alter Untat zeigen, flammen in der Handschrift Heinrich Heines die beiden Worte auf: *De Grand.*

Ein Deutscher, der in dem Königreich Westfalen zuletzt Präsident des Oberappellationsgerichts in Gelle gewesen ist, Freiherr von Strombeck, hat 1811 in einer Veröffentlichung von Gerichtsentscheidungen über die Umwandlung der deutschen Justiz unter dem französischen Recht geurteilt. Seit den drei Jahren, da ich als Richter die neue Gesetzgebung angewendet habe, fand ich hinlänglich Gelegenheit, sie mit der vorhergegangenen zu vergleichen, die ich ebenfalls viele Jahre, als Geschäftsman und Richter kennen zu lernen und anzuwenden Veranlassung gehabt hatte. Indem ich der alten Gesetze und Prozedurvorschriften gute Seite keineswegs verkenne, so nehme ich keinen Anstand, doch den neuen, sowohl materiellen als Prozedurgehören einen großen Vorzug vor den alten einzuräumen. ... Auch spricht gewiß für das Gesetzbuch Napoleons der darin unverkennbar herrschende Geist der Humanität und die große Kenntnis der menschlichen Leidenschaft. Was aber die neuen Prozedurgehören anbelangt, so sind sie, der guten Seite der vorigen unbeschadet, diesen unendlich vorzuziehen. Wie leicht war es ehemals nicht, seinen Gegner bei der größten Gerechtigkeit der Sache denselben, zehn und mehrere Jahre hinzuhalten? Was bewirkte denn aber die neue Prozedurgehören? Das Tribunal zu Einbed entschied definitiv in einem Zeitraum von zwei Jahren über tausend Prozesse, die zum Teil seit vielen Jahren rechtsanhängig gewesen waren, das Publikum und vorzüglich die Anwälte gerieten in Erstaunen, auch bei einem höheren Gericht wurden dieselben Resultate sichtbar. In den ersten sechs Monaten nach seiner Einsetzung hatte der hiesige (Celler) Appellationshof schon über siebenhundert alte Prozesse entschieden, wovon einige, bis fast in die Mitte des vorigen Jahrhunderts heraufreichend, selbst in literarischer Hinsicht Aufsehen erregt hatten. ... Das sind Tatsachen, hoffentlich wird man mich also nicht der heuchelnden Lobpreisungen des Neuen beschuldigen, wenn ich ihm vor dem Alten einen entschiedenen Vorzug gebe. ... Man denke an die Tortur in den hiesigen Landen, — jener Erfindung eines aus dem

Avernus auf die Oberwelt entflohenen Dämons, jener Schande der Menschheit, die nur in Seelen, jedes angeborenen Gefühls abgestorben, Verteidiger und Entschuldiger finden kann. Wen empört es nicht, wenn er hört, ein Unterrichter fragte an, wie die verordnete Tortur der Daumenstriche anzuwenden, da Inquisit, bei der letzten Warte beide Daumen bereits eingebüßt habe? — Wenn er hört, daß man, um zu entdecken, ob Inzulpat nicht vielleicht ein künstlich verdecktes Brandmal auf dem Rücken habe, ihn mit Scheidewasser denselben waschen ließ, um das Mal erscheinen zu machen? — Wenn er erfährt, daß der Dieb eines alten eisernen Ofens aus einer schlecht verwahrten ungebrauchten Wachtstube elf Jahre lang sitzen mußte, ehe er das Glied hatte, zu einjährigem Gefängnis verurteilt zu werden? — Grausamkeiten, die nicht im 11. und 12., sondern im 18., nicht zu Goa, sondern im nördlichen Deutschland statthatten, und welche, wenn ich ihrer gedenke, mich mit Abscheu gegen diejenigen meiner Zeitgenossen, welche sie begingen und zuließen, erfüllen. . . . Wer jenes hört und beherzigt, und dann vernimmt, daß das deutsche Volk die Abschaffung solcher Grausamkeit einer fremden Geseßgebung verdankt, der wird diese ebenso dankend annehmen, als einst Griechenland von Aegypten, Rom von Griechenland und Germanien von Rom fremde Geseße dankend annehmen. Er wird Geseß und Verfassung von den Folgen eines Krieges (der doch nicht ewig dauern kann) billig unterscheiden.“

Noch zwanzig Jahre später, als die Staaten Napoleons längst wieder zerrissen und zertrümmert waren, bestätigte Karl v. Strombeck jenes alte Urteil über die Fremdherrschaft des Code Napoleon und des französischen Strafgesetzbuchs und Strafrechts. Und noch ein andres erwähnte er: „Nie dürfen wir vergessen, daß es zuerst in Deutschland der westfälische Soldat war, der ohne die entehrenden Stockprügel eingeeißelt wurde, dagegen der heftige Krieger nur mit zerprügeltem Rücken zum verkaufbaren Soldner früher abgerichtet war.“

Rekord.

Aus dem Diktat der Zeitungsnachrichten sprach in den letzten Tagen folgende Neuigkeitsblüte empor: Herr Eglinsky in Ahlbeck wurde von seiner Frau mit Zwillingen erfreut; sie sind das zweieunddreißigste und dreieunddreißigste Kind des glücklichen Vaters, dem seine erste Frau vierundzwanzig, die zweite bisher neun Kinder geschenkt hat.

Dreieunddreißig Kinderchen! Donnerwetter! So dachte ich, als mir dieser Segen im Hause Eglinsky in gesperrten Lettern vor die Augen schwebend halschenden Augen kam. Alle Achtung! Das ist einmal ein Rekord, wie man ihn so bald nicht wieder erleben wird! Mir wars, als umklapperte mich ein Rudel von Störchen. Ich hielt mir die Ohren zu, langte nach Watterstöpseln, aber das klapperte immerzu, klapperte betäubend, sinneverwirrend! Dreieunddreißig Kinder! Welch ein Vater! Wer diesen Mann sehen, anstaunen könnte! Dieser Wunsch brauste, brannte mir durch Kopf und Brust. Und das Storchorchester ringsum nahm mehr und mehr und immer eindringlicher zu. Da wars mir plötzlich, als hätte ich mich aufgemacht, Herrn Eglinsky zu interviewen. . . .

Als ich die Wohnung betrat, sagten Kinder und Eltern freundlich: „Guten Abend!“ Sie sagten es nicht besonders laut, aber der Stimmenlärm war doch so gewaltig, daß der Plafond erzitterte und die Fenster klirrten. Ich löste mich durch die Kinderscharen durch, was keine leichte Arbeit war, denn es gab da ein heillofes Gedränge. Ein Teil der Kinder setzte während meines Dahinschreitens den Kampf um einen „Aufscker“, den mein Eintritt gestört, mit Leidenschaftlichkeit fort, ein anderer Teil stand erwartungsvoll da und strich mit Bedacht an wallenden Schnurr- und Wadenbärten. Es dauerte nur eine halbe Stunde, da war ich an den Spalieren vorüber und verzogte mich vor dem Papa, der sich zu meiner Ueber-

zeugung durch nichts von andern Leuten unterschied. Er stand an den Tisch gelehnt, ruhig und bescheiden, ganz und gar nicht, als wäre er ein weltberühmter Meister der Vaterschaft.

Wir waren bald in ein interessantes Gespräch vertieft. „Wie ist das möglich?“ fragte ich immer wieder und deutete auf das Kindergewoge.

Und immer wieder und mit einer kleinen Handbewegung antwortete er:

„Du lieber Gott, was ist da weiter viel dabei!“

Und rief auch einmal einen allerliebsten kleinen Jungen herbei und sagte zu ihm:

„Gans, wie oft soll ich dir sagen, daß man eine gepukte Nase haben muß?“

Der Kleine langte gehorsam nach dem Lächelntuch, murkte aber dazu:

„Ich bin nicht der Gans, Vater, ich bin der Karl!“

„Gm, richtig! richtig!“ antwortete Papa Eglinsky mit einem Lächeln. Dann wendete er sich zu mir:

„Sie werden begreifen, so etwas kann vorkommen! Uebrigens passiert mir das erst seit dem zwanzigsten Kinde, daß ich eines mit dem andern verwechsle!“

Dann zeigte er mir die zuletzt angekommenen Zwillinge und meinte leichtsin:

„Eigentlich habe ich Vierlinge erwartet; ich bin das gewohnt. Nun, das nächste Mal!“

Wir kamen dann immer mehr in ein gemütliches Klatschen, das der Papa nur manchmal unterbrach, um eines oder das andere von den sieben oder acht Kleinen, die stets auf ihm herumklettern, auf den Boden zu setzen. Sie und da schien es ihm auch, als hätte sich eines der Kindchen verlaufen, worauf immer durch eine sorgsame Zählung oder durch Namensaufruf, der nach einer Liste erfolgte, festgestellt wurde, ob die ganze Familie anwesend sei.

Wir plauschten weiter, natürlich stets mit stark gehobenen Stimmen, da wir uns sonst in dem Gebrause ringsum nicht hätten verstehen können. Ich brüllte Herrn Eglinsky manches schmeichelhafte Wort über seine Tätigkeit zwecks Bevölkerungszunahme zu, und er ward immer wärmer.

„Nun wohl!“ schrie er, „nun wohl, es ist ja wahr, ich bin heute ein Mann, den die Welt kennt. Aber es war nicht immer so, lieber Freund! Einmal stand ich noch als Spottgeburt mit fünfzehn Kindern da!“

„Auch schon genug!“ meinte ich.

„Doch nur genug, um verlacht zu werden!“ erwiderte er. „Fünfzehn! Es ist viel, ja! Aber was tut man, wenn man hört, es hätte einer fünfzehn Kinder? Man lacht, macht schlechte Späße! Fünfzehn Kinder sind eine Leistung, über die man spöttelt! Eglinsky haben gestern das fünfzehnte gekriegt! Die Leute haben sich die Waden weggeschmuzzelt, als sie sich diese Nachricht zutragen konnten. Das ist der Mann mit den fünfzehn Kindern! Links und rechts habe ich das gehört und dabei zusehen müssen, wie die Bande von einem Grinsen in das andere fiel. Herrgott noch mal, Herr! Mit fünfzehn Kindern und drum herum ist man eine komische Figur, sonst weiter nichts!“

Papa Eglinsky holte tief Atem, räunte von Schültern, Rücken und Knien in der Eile acht Sprößlinge weg, um Arme und Beine in freiem Unmut betätigen zu können, und gestand mir weiter

„Donnerwetter! Von ungefähr sieben Kindern zu fünfzehn, das ist der Schritt vom Gewöhnlichen zum Lächerlichen! Aber von da weg geht der Weg zum Großen, zum Erhabenen, bester Herr! Ihr grinst mir lange gut, hab ich mir gedacht, und mir gesagt, und bin mitten hinein ins Erhabene. Zwei Schritte, und es waren zwanzig Eglinsky da. Teufel, haben sie das Maul aufgerissen, die Lader! keine Ruhe, Eglinsky, sagt ich mir, du wirst ihnen noch ganz anders zeigen — und wir waren auch schon unser vierundzwanzig. Hurra, sag ich zu Madame Meiern, nu gehts erit los, ziehen Sie sich näher zu uns! Se, sagt ich zu mir, und da waren auch schon wieder Drillinge da! Herrgott, da hat keiner mehr gelacht! Und Eglinsky, der war mitten drin im Erhabenen! Und die Veteranen sind vor seiner Tür aufmarschiert, mit Fahnen, mit Musik und

haben völlig keine Zeit mehr gehabt, wieder nach Hause zu gehen, denn bei Eglinsky war immer noch etwas los. Und in den Zeitungen hats geheißen: Eglinsky hin, Eglinsky her! Und Landrats und Ministers haben sich bei Eglinsky die Türschnalle in die Hand gegeben, haben ihm die Vaterbrust mit Orden vollgespickt! Was soll ich Ihnen noch sagen, Herr? Die ganze gefittete Welt ruft: Hoch, Eglinsky! — Und nu, so sind wir eben dreieunddreißig geworden!“

Ich fragte den verdienten Papa, ob er nun meine, das Erhabene voll ausgekostet zu haben.

Er lächelte: „Schauen Sie übers Jahr wieder her! Oder besser in zwei Jahren. Ich denke, die Eglinsky werden dann ihrer vierzig, zweieundvierzig sein! Sie müssen wissen — es ist mir ein Denkmahl in Aussicht gestellt!“

„Ich gratuliere im Voraus!“ sagte ich betäubt und ging so reich als möglich hinweg, um Herrn Eglinsky ja nicht im Wege zu sein. . . . H. P. in der W. N. Z.

Allerlei.

David Livingstones hundertjähriger Geburtstag wurde am 19. ds. Mts. im Vereinigten Königreich durch Gedenksorten aller Art und Zeitungsartikel würdig begangen. Bemerkenswert ist ein Schriftstück aus Stanleys Nachlaß, das Lady Stanley der „Times“ mitgeteilt hat. Es ist ein Entwurf eines Briefes, den der Anfänger an den Altmeister, Stanley an Livingstone, am 16. März 1872, also am Tage nach ihrer berühmten Begegnung, geschrieben hat oder schreiben wollte: ein schlichtes Tagebuchblatt in verblähter Weisendruck. In bewegten Worten drückt Stanley darin seine Empfindungen der Einsamkeit aus, nachdem er den großen Entdecker verlassen hatte; der Stil ist sehr einfach und herzlich, keine plumpe Schmeichelei entfällt die herzliche Kundgebung. „Obwohl Sie nicht sichtbar vor mir stehen“, heißt es darin, werde ich stets an Sie denken, bis der letzte Ihrer Wünsche erfüllt ist. Auf diese Weise wird die Bitte der Erinnerung nie gebrochen werden.“ Der Leitartikel der „Times“ legt besonderes Gewicht auf die ärztlichen Leistungen des großen Forschers, und mit Recht schreibt ein Arzt dem Blatte, daß ohne seine ärztlichen Kenntnisse Livingstone nicht das hätte leisten können, was die Welt ihm verdankt, namentlich in ethnographischer Hinsicht. Auch ist zu erwähnen, daß der Forscher und ehemalige Kolonialgouverneur Sir Harry Johnstone anregt, die Regierung möge in einem Weißbuch die für die Geschichte so bedeutenden Verdienste Livingstones an das auswärtige Amt, soweit tunlich, bekanntgeben.

Von der Kriechtur. Vor ein paar Jahren haben deutsche Aerzte die „Kriechtur“ erfunden, die ursprünglich zur Behandlung von Narkitis bei kleinen Kindern zur Anwendung gelangte. Jenseits des großen Leides ist aus dieser Kriechtur jetzt eine große medizinische Mode geworden und man wendet sie bei allen möglichen Leiden an, so zum Beispiel um die Verlagerung innerer Organe wieder aufzuheben. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß die Kriechtur auch eine Nebenwirkung hat: wer sie fleißig ausübt, wird bedeutend — schlanker. Zahlreiche Leute unternehmen daher eine Kriechtur als Entfettungskur und behaupten, sich dabei außerordentlich wohl zu fühlen. Diese amerikanischen Erfahrungen haben in Berlin W mit geradezu sensationeller Kraft eingeschlagen. Neben dem germanischen Patriotismus gedeiht in Berlin W bekanntlich nichts so gut wie die orientalische Fleischessülle. Das ewige Marienbad aber fing an, langweilig zu werden und war außerdem mit lästigen Diätvorschriften verbunden. Von einer Kriechtur aber befürchtet man nicht die geringsten Unannehmlichkeiten. Es hat sich im Gegenteil sofort ein Verein gebildet, der die Sache in die Hand genommen hat. Unter der Aufsicht des Justizrats Caspell soll zweimal wöchentlich von der Kolonie Grunewald bis zum königlichen Schloß getrocknet werden. Auch Kriechtouristen, die den Berliner Dom zum Ziele haben, sind in Aussicht genommen. Wenn die Kriechprozeßion die Linden passiert, soll sie, bemerkt der „Vorwärts“ bodhaft, kinematographisch aufgenommen werden, um als medizinisch-patriotisches Anschauungsmaterial in den Berliner Gemeindedokulen Verwendung zu finden.

In Menschenhaut gebundene Bücher. In The Library erwähnt der bekannte Folklorist und Professor an der schottischen Universität St. Andrews, Mr. Andrew Lang, ein Buch im Besitze des französischen Astronomen Camille Flammarion, zu dem dieser sozusagen durch seine Galanterie gekommen war. Er hatte die Haut einer schönen Gattin bebunbert; diese vermachte ihm ihre Epidermis, als sie starb, und zwar mußte er nach den Bestimmungen des Vermächtnisses ein Exemplar seines ebenjo gründlichen wie anziehend abgezeichneten Werkes „Ciel et Terre“

haben, was auch gesah. Wie Athenaeum Library in Burg Saint-Edmunds in der englischen Grafschaft West-Suffolk zählt als besondere Merkwürdigkeit ein Buch in der Haut von Corber, dem berühmten „Red-Barn-Wörter“; der englische Bibliophile Herbert Slater erwarb ferner zwei Bände in Marlborough House in Leder aus der Haut von Mary Balman, einer Yorkshirer Dame, die vor vielen Jahren wegen Mordes gehängt wurde und einen Band in der Haut von George Endmore, der 1880 an den Galgen kam. Die eben genannte Autorität auf dem Gebiete der Bücherliebhaberei weist aber auch darauf hin, daß „zwischen Menschenhaut und Kalbsfell nach dem Gerben nur ein sehr geringer Unterschied ist“ — was vielen etwas neues sein wird und jedenfalls zur Verächtlichkeit beim Ankauf von Büchern in Menschenleder mahnt.

Neues über den Methyalkohol. Durch die bekannten traurigen Erscheinungen der Massenvergiftungen in Berlin und ihr gerichtliches Nachspiel ist der Methyalkohol zu einem berühmten und auch verächtlichen Stoff geworden, der noch fortgesetzt das Interesse der Wissenschaft für sich in Anspruch nimmt. Neuerdings haben nun zwei französische Forscher Versuche mit Methyalkohol an Hunden und Kaninchen angestellt. Diese Versuche haben nun ergeben, daß der Methyalkohol tatsächlich geringere Giftwirkung besitzt, als der Methyalkohol oder Weingeist, wenn er einmal verabreicht wird. Es zeigte sich, daß sich die Giftwirkungen wie 1:14 verhalten, daß also in diesem Falle der Weingeist etwa anderthalbmal so giftig wäre wie der Methyalkohol. Ganz andere Resultate ergaben sich, wenn den Tieren mehrmals kleine Mengen verabreicht wurden. In diesen Fällen wirkten Mengen von Methyalkohol tödlich, während die gleichen Dosen von Weingeist noch überhaupt keine Wirkung erkennen ließen. Die Ursache für dieses merkwürdige Verhalten ist darin zu sehen, daß der den Hunden gegebene Methyalkohol innerhalb von 23 Stunden wieder ausgeschieden wurde, dagegen war nach mehr als 5 Tagen Methyalkohol noch in bestimmtem Mengen im Blut und im Gehirn vorhanden. Somit wäre, wie die „Nahrungsmittel-Rundschau“ schreibt, die größere Giftigkeit des Methyalkohols bei wiederholter Einnahme dadurch zu erklären, daß es im Organismus zu einer Anhäufung der schädlichen Substanz kommt. Selbstverständlich ist eine direkte Uebertragung dieser Tierversuche auf den Menschen nicht ohne weiteres zulässig, aber immerhin gestatten sie doch gewisse Rückschlüsse.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Die Charonbewegung. Ihr Begründer Otto zur Linde führt die Monatschrift „Charon“ nun schon im zehnten Jahr. Er hat einen ganzen Kreis Dichter um sich geschart, die als „haronische Dichter“ in den Literaturgeschichten gekennzeichnet werden. Bei Dr. Albert Sörgel (Boigtländer), Prof. Rich. M. Meyer (Volksausgabe) und Dr. Karl Stord erfährt die Charonbewegung und auch gerade die Monatschrift Charon eine verbiente und zum Teil sehr eingehende Würdigung. Es handelt sich bei der Charonbewegung um eine Weiterführung und Synthese der sich überall sonst heftig bekämpfenden Richtungen des Naturalismus und Formalismus. Der Charon, Monatschrift für deutsche Dichtung, erscheint im Charon-Verlag zu Berlin-Nichtersfeld, kostet jährlich 6 M. und kann im Probequartal zu 1,50 M. bei allen Buchhandlungen, notfalls vom Verlag bezogen werden.

Im Verlag von J. S. W. Dieß Nachf. in Stuttgart ist soeben erschienen als Nr. 26 der Kleinen Bibliothek: 1813 bis 1819. Von Kalisch nach Karlsbad. Von Franz Mehring. Aus dem Inhalt heben wir hervor: 1. Der Aufbruch von Kalisch. 2. Landwehr und Landsturm. 3. Der Frühjahrsfeldzug. 4. Der Waffenstillstand. 5. Der Herbstfeldzug. 6. Der Winterfeldzug. 7. Der Friede von Paris. 8. Der Wiener Kongress. 9. Die hundert Tage. 10. Der Deutsche Bund. 11. Die Karlsbader Beschlüsse. 12. Ergebnisse. Preis broschiert 76 Pf., gebunden 1 M. Vereinspreis 50 Pf.

Mit kritischer Sichtung der überreichen Literatur, namentlich auch des archaischen Materials, das in den letzten Jahrzehnten von bürgerlichen Forschern aus Tageslicht gefördert worden ist, schildert der Verfasser die preußisch-deutsche Geschichte von 1807 bis 1812, und in einem hier anschließenden Bande die Periode von 1813 bis 1819.

Sein Zweck war nicht nur, gegenüber der Jubiläumsliteratur, die gegenwärtig mit mehr oder minder gefährlichen Darstellungen den Büchermarkt überschwemmt, ein getreues Bild der Ereignisse zu geben, sondern ebenso das historische Wesen des preußischen Staates den deutschen Arbeitern verständlich zu machen, deren Emanzipationskampf in diesem Staate den gefährlichsten und gefährlichsten Gegner findet. Dazu eignet sich die Periode 1807 bis 1819 mehr als jeder andere Abschnitt der preußischen Geschichte.